

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 265.

Samstag, 12. November

1927.

(Schluß.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Carstens pukt ihm, mit breitem biederem Zeigefinger, eine weiße Bestäubung von der Weste. — Sie klimmert.

„Woran“, fragt er, „mein Herr?“

„An dieser ganzen — furchtbaren — Schweinerei“, stammelt Kehmerdill und sieht aus wie ein Fisch.

„Beileibe nein. Auf keinen Fall, mein Herr. Verlieben Sie, sich auf mich zu stützen.“

„Es kam zu plötzlich, wissen Sie, Carstens . . . viel zu plötzlich.“

„Sehr wohl, mein Herr. — Hier sind wir. Zimmer 218. Darf ich Ihnen beim Auskleiden behilflich sein?“

„Unterstehen Sie sich!“ sagt Kehmerdill. — Dann ist er allein. Er dreht das Licht nicht an. Er fällt, so wie er ist, aufs Bett.

In seinem Hirn flammt es und rotiert es; Ketten von Lichtern wandern unaufhörlich vorüber, wie erleuchtete Bahnzüge, die nach banalen Melodien über stählerne Brücken poltern. Raketen schießen hindurch, die Garben von bunten Funken versprühen. Allmählich schläft das Grelle ein; doch das Hirn, in einer fieberischen Schöpferlaune, baut und modelt weiter. Es ist von einer unheimlichen Geschäftigkeit; es ist ein gären-der Hergentessel von dunkelwogenden Bildern.

„Das periodische Fieberchen!“ denkt der Doktor. „Eine hartnäckige Angelegenheit!“

Seine Augen starren blind auf die nackte Zimmerwand. Und während sein vom Kokain wüst beschleunigtes Herz wie ein Pumpwerk donnert, vertieft und verändert sich dieser kahle Ausblick und wird plastisch von Gegenständen, die es in keinem Hotelzimmer Hamburgs oder Europas gibt. Er setzt sich halb in die Höhe.

Es ist keine Wand. Es ist ein großes ausgespanntes Leinentuch, hinter dem es sanft glüht. Und nun entstehen Schatten darauf, scharfgezeichnete, feingegliederte, groteske, voll schwellender Ornamentik.

Sie nicken mit lächerlich spitznasigen Köpfen; sie bewegen sich spinnengliedrig um eine Figur im Mittelpunkt, die doppelt so hoch und so breit ist.

Es ist ein Wajang-Kulit, ein malaiisches Schattentheater. Irgendwo hinter dem Tuch erklingt eine Melodie, eine aufreizend monotone Folge von klimpernden Fugen.

Die größte Puppe erhebt nun deutlich einen im Ellbogen nach innen geknickten Arm und streckt ihn wagtrecht von sich, in beschwörender Geste. Gleichzeitig deklamiert eine Stimme, die den Doktor selbst bekannt trifft. Sie spricht javanisch, die Stimme; sie erklärt. Es ist eine lange Erklärung.

Dann hebt sich die Stimme ein wenig, spricht abrupt; die kleinen Puppen treten in Aktion. Jetzt weiß der Doktor deutlich, daß der Regisseur dieses Schattenspiels und der Deklamator nur einer sein kann: Kujuma. Es ist seine sanfte Stimme, die Worte rollt voll zwingender Logik.

Eine der spitznasigen Figuren erhebt jetzt einen winzigen Bogen und schießt.

Der Pfeil wandert langsam über die Leinwand und landet in der großen Puppe. Diese rückt schwankend nach rechts.

„Jetzt wird sie gleich hinter dem Tuch hervorkommen“, denkt der Doktor entsetzt.

Die Aussicht verdunkelt sich und plötzlich bricht das Gembang ab und läßt eine metallenen schwingende Stille zurück. Aus dieser Stille gebiert sich ein Laut wie ein Köcheln in maßloser Pein. Und der Doktor sieht Heyermans, den blonden Referendarius, vor sich stehen.

Er erscheint ihm riesig groß. Sein weißer Anzug leuchtet wie Phosphor. Und das Merkwürdige ist, daß er sprechen kann, daß man ihn versteht. Denn unter dem Hemd, das er auf der Brust aufgerissen hält, öffnet sich ein Loch.

Ein tiefes grauenvolles Loch.

„Heyermans!“ will der Doktor stammeln . . . „Was ist dir, Alter?“

„Weiße Ameisen“, flüstert Heyermans in zerborstenen Lauten. Kaum sieht man seine gespaltene Rippen sich regen.

„Was?!“

„Weiße Ameisen“, wiederholt der Referendarius. Es ist, als schnurre ein rostiges Uhrwerk ab. „Gottverdammich; ich bin ganz hohl. Ich kann nicht leben und nicht sterben. — Du hast sie mir auf den Hals gehehlt!“

„Kooos! . . . Nicht ich! Nicht ich!! . . . Der dort, der!“

Heyermans wendet sein erdfahles Gesicht halb zur Seite.

Dort steht eine dunkle Figur im Sarong.

Der Riese macht, mit matt erhobenen Armen, zwei, drei Schritte auf diese Figur zu. Doch bevor er sie erreicht, stürzt er zusammen.

Alles verschmilzt zu einem einzigen schwülen Tumult.

Fazit.

„Du kommst spät heute, mein Lieber“, begrüßt Nora ihn aus ihrer Kaminede heraus. „Und doch ist heute ein wichtiger Tag.“

„So?“ fragt er mit tonloser Stimme, auf halbem Weg über den Teppich. — „So?“

„Morgen unterschreiben wir beim Notar. — Es wäre da vorher noch einiges Wichtige, was uns betrifft . . .“ Er sitzt ihr gegenüber. — „Du mußt verzeihen, Nora; ich wurde verhindert, früher zu kommen.“

„Gib mir doch wenigstens die Hand!“

Er reicht sie hinüber. Sie ist kraftlos, kalt und feucht.

„Du hast gebummelt, mein Lieber“, sagt sie mit munterem Vorwurf. „Auch an den Augen sieht man es dir an. Ist das die Verhinderung?“

„Ja“, sagt Kehmerdill. „Und vermutlich ein Dauertäter.“

„Was soll das heißen?“ — Sie wird aufmerksam.

„Das soll heißen, daß ich deiner nicht wert bin.“

„Was ist das jetzt wieder für ein Unsinn!“ — — Plötzlich, mit kleinerer Stimme: „Du hast Kokain genommen.“

„Ja.“ — Sie zieht die Kette, Perle um Perle durch die Lippen. Sie sieht ihn grübelnd an; sie schweigt. — Endlich sagt sie mit zuckendem Mund:

„Du hast dein Versprechen gebrochen. — Doch du lebst jetzt allein, im Hotel. Bald leben wir zusammen. Dann wird es dir schwerer fallen, untreu zu werden. Du bist schwach in diesem Punkt! Indien hat dich geschwächt. Wir versuchen dann beide — nicht wahr, Otto? — ob wir dieser scheußlichen Sache nicht Herr werden . . . Und wenn auch das nichts hilft, wenn die Entwöhnung dich zu sehr herunterbringt . . . Es gibt ja Sanatorien, wo man das machen kann . . .“ Sie redet weiter, mit Tränen in der Stimme. Immer dieselben Worte wiederholt sie aus ihrer Angst heraus . . .

Sein Kopf ist nach vorn gefallen.

„Nora“, sagt er — es ist nicht nur das Kokain.“

„Und was ist es sonst? Was kann es denn sein? Hab' doch Vertrauen, Otto; sag' mir's . . . Du bist so seltsam verändert; ich fürchte mich fast vor dir . . .“

„Es ist Angst“, sagt er und hebt plötzlich den Kopf. Sein Zeigefinger streckt sich dozierend; seine Stirnhaut schiebt sich empor. „Angst vor einem Besuch.“

„Eine Erpressung, Otto? — Etwas von früher?“

„Keine Erpressung“, sagt er mit eigentümlichem Akzent auf jeder Silbe. „Damit würde man leicht fertig. Aber du weißt vielleicht, was weiße Ameisen sind.“ Redet er irr? Sie weicht etwas zurück; sie beobachtet ihn.

„Denke nicht, ich stunkere. Als du mir damals auf dem Tjibodas . . . (trugst du nicht ein Glühchen aus Kolibrifedern? Ich hab' ein Gedächtnis für solche Einzelheiten) . . . also als du mir deinen Bericht gabst, was Erdbrin sich mit dir leistete . . .“

„Schweig doch, Otto! Warum wühlst du jetzt darin!“

„Sei nicht böse, Nora. Als wir damals plauderten, fiel hinter uns ein Baum um. Ein haushoher Baum, fast hundertjährig. Es gab mächtiges Getöse. Man hatte ihn gar nichts angemerkt. So ein Baum stellt seine stolze Form empor; plötzlich plagt er und überschüttet alles mit einer Kaskade von verwestem Holz. Mit Häusern geht es dort so; mit Möbeln . . . und auch mit Menschen! Glatt ausgefressen! Sie merken es oft selbst nicht einmal! Manchmal merken sie es aber, und dann ist es zu spät; dann gibt es niemanden und nichts, was ihren Sturz aufhält . . .“

„Nimm Tee, Otto. Beruhige dich doch! Bildest du dir ein, du seiest solch ein Baum? Vielleicht können wir doch noch einen schönen Ableger aus dir züchten!“

„Meinst du?“ fragt er mit leerer Stimme, immer noch mit dieser dozierenden Haltung. „Das wollen wir dahinstellen! Aber . . . du kannst die Angst vor dem Besuch nicht beseitigen!“

„Ja, um Himmels willen . . . wessen denn?“

„Er kann jede Nacht wiederkommen . . .“ In seinem Blick ist das Glackern eines Gehekten. „Er wird dann immer behaupten, ich sei schuld! Und ich kann ihn nicht widerlegen!“ stöhnt er auf . . . „Ich bin schuld; Schuld daran, daß Heyermans auf die gemeinste, die hinterlistigste, die erbärmlichste Weise ums Leben gekommen ist! — Hier, lies!“

Er reißt die Briefe heraus und reicht sie ihr. Dann springt er auf und vollführt, während sie liest, eine irre Zickzackwanderung durch das ganze Gemach. — — —

„Der Ärmste“, sagt auf einmal die kleine Stimme. Tränen Spuren verzweigen sich auf ihren Wangen. „Das ist furchtbar . . .“

Er hört am Rascheln der Blätter, daß sie zu Ende ist. Sie sitzt da und sieht ihn stumpf an. Endlich sagt sie tonlos:

„Ich kann dich frei sprechen, Otto. Du bist nicht schuld! Es ist sehr verwickelt! Aber ob du es hättest verhindern können? Die Ursache ist doch klar! Was deutet da auf dich?“

„Begriffst du nicht?“ — Er gestikuliert und stößt die Worte keuchend hervor . . . „Ich, ich selbst bin schuld daran!! Ich habe ihn hineingezogen in mein trübes Dasein, und der gesunde, große Mensch wollte mir helfen und machte es falsch! Er konnte nicht anders, denn er war ohne Falsch! Er war diesem Sumpf nicht

gewachsen, den man Indien nennt; diesem Sumpf aus verfälschtem Blut, halben Wahrheiten, glatten Phrasen, anrühigen Praktiken . . . Ich konnte mein Bein herausziehen, er nicht!! Er hat es gut gemeint; aber letzten Endes hat ihn die Freundschaft zu mir geliefert! Ich habe für das Land Partei ergriffen; mit billiger, charakterloser Neutralität trieb ich mich im Indolager herum . . . Alles wollte ich; „Gegensätze überbrücken“ wollte ich an meinem Tisch; ich setzte den Mischling neben den Japanen und den Europäer . . . Was kam dabei heraus? Was entstand? Ein Schwall von faulem Parfüm; Scheinbehagen schlimmster Sorte; ein Wellchen im Sumpf . . . Ein Giftmord!“

„Du glaubtest an Menschen. Mach' dich nicht schlecht.“

„Ich mache mich nicht schlecht. Ich bin schlecht. Ich passe herrlich in jene Gesellschaft. Idealismus ist da ein Verbrechen. Man dient sich nicht damit; es ist falsche Chemie. Heyermans war anders. Der wollte keine Kompromisse. Er war gerecht und harmlos. Seine Schlaueit war keine Verschmähtheit; sein Herz war schlau.“ — — Die Stimme versagt ihm.

„Er wußte um mich Bescheid, Nora. Vielleicht so gut wie du. Aber bei ihm war ich's nicht wert, und bei dir noch weniger. Ich kann nicht zurück. Es ist zu spät. Du verschwendest dich. Auch ich bin ausgefressen, bin nur noch meine Form . . . Verstehst du das?“

„Es ist nicht so! Du bist verrückt! Es ist nicht so!“

„Doch!!“ — eifert er. — „Es ist so! Ausgehöhlt bin ich! Eine wandelnde Verlogenheit! Der Motor hat abgeknappst, der Zünder versagt! Niemand kann mir helfen!“

Sie tut einige Schritte nach vorn, dann hält sie an einem Sessel an und gleitet in halber Ohnmacht darauf nieder.

Singend steigt ihr Weinen auf im Raum. Er zuckt zusammen und lauscht auf, als höre er einen Vogel. Langsam wiegt er den Kopf, in sein Gesicht tritt ein Zug von schlimmer Ekstase.

Auf den Fußspitzen nähert er sich ihr.

„Sei nicht böse, kleine Nora!“ flüstert er. „Nur, nun!“ Er tappt mit der Hand nach ihrem Nacken. Es ist große Verwunderung darin und Hilflosigkeit, wie er sie betrachtet.

Plötzlich irren seine Augen ab und bohren sich auf den Teppich. Liegt dort nicht eine Gestalt? Ja, bei Gott! dort liegt Heyermans! Der zerrt mit beiden Händen das Hemd von der Brust, und wieder öffnet es sich, dies grauenhafte Loch, dies absolute Nichts . . . und die entfärbten Lippen flüstern: „Mach' sie glücklich . . . die kleine Person . . .“

Er kreischt und taumelt nach der Tür.

Hinter ihm verklingt das Schwirren einer zersprungenen Saite.

Wie lange sie so, auf den Stuhl hingeschleudert, liegt, weiß sie nicht. Ihr ist, als habe man vor ihr eine Tür zugeschmettert; — als stübe der Schall davon ihr noch im Ohr wie eine Wunde.

Sie ist betrogen; — ausgeliefert an die Verneinung alles Menschlichen; — nun ist ihr das Letzte unter den Füßen weggerissen.

Sie sieht nun, sie kann ihm nicht helfen. Dieser Mann ist verloren. Sie sieht, sie kann sich selbst nicht helfen; er reißt sie mit in seinen Sturz, in seine Umnachtung; — sie hat ihm ja alles gegeben; restlos alles, was sie noch zu vergeben hatte . . .

Da fühlt sie sich von einer großen wärmen Hand an der Schulter berührt. — Erdbrin steht hinter ihr.

„Ich sah ihn fortlaufen, den — armen Kerl . . .“ murmelt er, mit der alten, grabenden Trauer in den grauen Augen. — „Was gibt es, Nora?“

Ganz langsam hebt sie den Kopf und sieht ihn leer an. — — — Dann spricht sie tonlos: „Verloren.“

Er bückt sich und hebt sie behutsam auf.

Dann bettet er sie mit einer ihr völlig neuen und unbekanntem Bewegung an seine Brust.

Sie begreift ihn dumpf. — Sie überläßt sich ihm wie ein Kind, das nach einem Tangen Alldruck die Heimat eines Armes um sich spürt.

Die letzte Rose.

Seht die letzte Rose des Sommers,
Die noch einsam glüht!
All ihre zarten Geschwister
Sind verwelkt und verblüht.
Keine Blume ihrer Art,
Keine Rosenknospe verweilt,
Die ihre Röte widerstrahlt
Und ihre Seufzer teilt.

Ich geh nicht von dir, Einsame,
Du schmachtest am Stamm.
Alle Lieben schlafen,
Schlaf auch du wunderbar.
Und zärtlich verstreut ich
Auf das Beet dein Laub,
Wo deine Schwesterblumen schlummern
Duftlos und taub.

Wie bald muß ich folgen,
Wenn Herzen vergehn,
Aus des Lebens Lichtkreis
Die Besten verwehn,
Wenn Treue erlischt,
Und wenn Liebe zerbricht — —
Oh, wer möchte wohnen
Verdödet im Licht!

(Aus dem Trisphen von Walter Medauer.)

Der Tanz um die Liebe.

Von Maximilian Spaeth.

Im Chiemgau, wo die bairische Art am urwüchsigsten zu Hause ist, sind auch die urwüchsigsten Schuhplattler zu finden. In dem kleinen Gebirgsort Marquartstein zeigen die Bewohner im Sommer am Samstag und Sonntag, gleichsam zur Erholung von den Mühen der schweren Arbeit, ihre Kunst, die nicht nur hohe Anforderungen an ihre Kraft, sondern auch an ihr schauspielerisches Können stellt. Obwohl sie die beste Truppe bilden, die man weit und breit finden kann, ist es ihnen nie in den Sinn gekommen, mit ihrer lebendigen Volkstanz auf Reisen zu gehen. Dafür aber werden alle, die einmal ihre Tänze gesehen haben, keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wieder zu ihnen zu gehen. Wenn Professor Rutscher in München im Sommer ein Kolleg über Volkstänze und Volkstheater liest, dann führt er seine Studenten regelmäßig nach Marquartstein, um ihnen die besten Schuhplattler zeigen zu können.

Der „Schuhplattler“ ist keineswegs ein bestimmter Tanz, bei dem es darauf ankommt, möglichst laut Lederhose und Schuhsohle zu bearbeiten. Es gibt mehr als hundert verschiedene Arten von „Schuhplattlern“, von denen jeder wieder einen bestimmten Namen hat. Worauf es bei der Ausführung ankommt, ist nicht die körperliche Betätigung, obwohl die Kraftleistungen, die von keinem Angeübten ausgeführt werden können, innerhalb des Tanzes stark als Leistung hervortreten, sondern der Sinn dieser Tänze liegt vielmehr in der Darstellung eines dramatischen Gedankens. Ihr Inhalt kreist stets um die Gestaltung von Liebe und Eifersucht. Fast immer droht die Eifersucht mit einer wilden Kauferei, die dem Zuschauer verheißt eckst vorkommt, zu enden. Aber immer löst sich der Konflikt in einer heiterfröhlichen Versöhnung. Sie sind gleichsam ein Symbol der südländischen frischen und freudigen Lebensbejahung.

Von den vielen Abarten des Schuhplattlers ist der Dreisteirer innerlich am geschlossensten: Mit verschlungenen Händen tanzen zwei Mädchen mit einem Burschen. Die eine sucht ihn der anderen mit Bliden und Händen zu entziehen. Ihn kümmert es wenig, denn sie sind ihm beide lieb. Lustig jauchzt und tanzt er mit ihnen und liebäugelt bald mit der einen, bald mit der anderen. Die Mädchen aber suchen sich in ihren Liebesbezeugungen zu überbieten und tragen ihn schließlich im Tanz auf Händen. Wieder tanzen sie zu dreien umschlungen, bis es der einen gelingt, die andere hinter sich zu drängen und ihn an sich zu reißen. Zurückgelehrt, kößt die Unterlegene heimlich ihre Nebenbuhlerin mit Knien und Fäusten. Da sich jene aber küssen, tritt sie weinend zur Seite und sieht voll Wehmut und Qual zu, wie die beiden, berauscht von ihrem Liebesglück, jauchzen und tanzen. Sie sieht, wie ihr Liebster die andere mit seinen kräftigen Armen in die Höhe stemmt und so mit ihr tanzt. Der erste Kausch der Liebenden ist verfloren, sie entsinnen sich der Nebenbuhlerin und rufen sie hierbei. Sie schmolzt und bleibt. Die Nebenbuhlerin, die, ihres Besten sicher, sie versöhnen und herbeiholen will, wird zurückgewiesen, nicht aber der un-

getreue Geliebte, der sie liebevoll umfaßt. So tanzen sie wieder zu dreien. Das Spiel wiederholt sich, nur daß diesmal die Mädchen ihre Rollen tauschen müssen. Als aber die Zweite die weinende Erste holt, wird sie nicht zurückgewiesen. Sie versöhnen sich mit einem Kuss, nehmen den Burschen zum Tanz in ihre Mitte, und mit Fröhlichkeit und Jauchzen endet das Spiel.

Anderer Tänze haben neben dem Spiel um Liebe und Eifersucht mehr schauspielerische Wirkungen. Mancher harmlose Zuschauer hat sich bei dem drastisch-tomischen Watschenplattler über die schallenden Ohrfeigen und die widerstandsfähigen Köpfe gewundert, ohne den angewandten Trick zu sehen.

Eine regelrechte Wildererzsjene wird im Haberer vorgeführt. Es tanzen acht und mehr Paare, bis ein Streit um die Mädchen ausbricht. Erschreckt treten die Mädchen aus dem Kreis. Im Tanzen ziehen die Burschen die Röde aus und greifen schließlich während der Kauferei nach den Messern. Den Mädchen gelingt es, den Streit zu schlichten, und mit lauter Fröhlichkeit tanzen alle weiter.

Es gibt unzählige andere Abarten des Schuhplattlers. Die ihnen zugrunde liegende Idee läßt der freien Darstellung und Beseelung breiten Spielraum. Sie geben damit dem Drängen des süddeutschen Volkes nach schauspielerischer Betätigung Gelegenheit zur Gestaltung seiner inneren Kräfte. In dieser freien dramatischen Gestaltung berühren sich diese Volkstänze mit dem Drama und sind nicht ohne Einfluß auf das Volkstheater geblieben.

Je nachdem.

Von Herbert Schildknecht.

Wenn aus jemand anders etwas wird, so hat er eben Glück gehabt. Wenn man selbst etwas wird, so ist man natürlich tüchtig.

Wenn aus jemand anders nichts wird, so ist er eben ein Dummkopf. Kommt man selbst zu nichts, so liegt es allemal an den Verhältnissen.

Wenn der Kollege im Geschäft einen Bod schießt, so zeigt sich wieder mal, daß er vollkommen unfähig ist für seinen Posten. Macht man selbst einen Fehler, so war eine Störung, die Feder oder das Papier oder auch der Kollege schuld.

Tritt einem jemand in der Straßenbahn auf den Fuß, so ist er ein Esel, ein ungeschickter Patron. Tritt man selbst jemand auf den Fuß, so hat allemal der andere übrigens selbst die Veranlassung gegeben.

Wenn einem einer auf der Straße vorbeilauf, ohne zu grüßen, dann wollte er einen nicht sehen. Übersteht man selbst einen Bekannten, so kommt das daher, daß man als gestigter Mensch der Außenwelt nicht immer besondere Beachtung schenkt.

Haben Müllers von Lehmanns aus der Sommerfrische keinen Gruß bekommen, so liegt es auf der Hand, daß Lehmanns sehr ungebildet sind. Haben Müllers selbst nicht geschrieben, so haben sie eben auch nicht eine Minute Zeit gehabt.

Wenn ein Kind in der Schule sitzen bleibt und schlechte Zensuren heimbringt, so liegt es natürlich am Lehrer. Kommt dagegen ein Kind gut voran, dann ist es schließlich kein Wunder. Bei solchen Eltern!

Wenn des Nachbarn Bublein mir mit einem Ball ein Fenster einwirft, dann liegt es an der Erziehung. Passiert meinem eigenen Jungen so ein Unglück, so ist das ein harmloser Kinderscherz, über den man sich doch beileibe nicht aufzuregen braucht.

Wenn einem ein Ladenhändler zu wenig Geld herausgibt, so ist es klar, daß er betrügen wollte. Stellt er im letzten Augenblick fest, daß er einem zu viel in die Hand gezählt hat, so hat man selbst das natürlich gar nicht gemerkt.

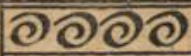
Wenn Olli beim Stehdichein zehn Minuten auf ihren Schas warten muß, dann ist er sicher so lange bei einer anderen gewesen. Kommt Olli eine halbe Stunde zu spät, dann hat sie sich eben mal fünf Minuten verspätet.

Wenn man in der Straßenbahn steht und beobachtet, wie eine ältere Dame stehen muß, während junge Leute gemächlich sitzen bleiben, muß man sich doch über die heutige Welt sehr wundern. Hat man selbst einen guten Sitzplatz, dann braucht man ja nach der alten Dame nicht hinzusehen.

Verstört einem im Theater der Bardenmann die Aussicht auf die Bühne, so kann man doch gleich sehen, was für ungebildete Leute heute ins Theater gehen. Knurrt aber hinter einem einer, daß er nichts sehen kann, so geht einem das gar nichts an. Man hat doch schließlich seinen Platz bezahlt.

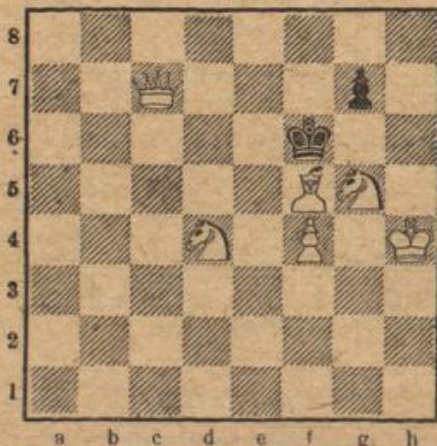


Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 91. Sam Loyd. Entwurf.

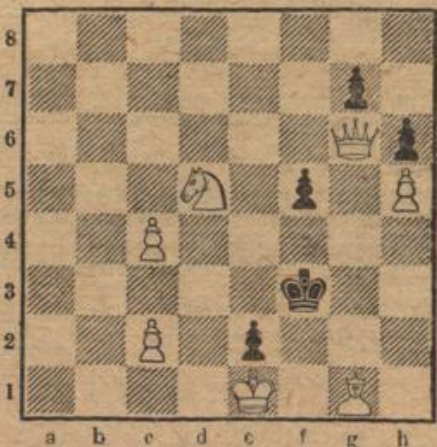


Weiß: Kh4, Dc7, Lf5, Sd4, g5, Bf4. Schwarz: Kf6, Bg7.

Matt in 3 Zügen.

Beabsichtigte Lösung: 1. Lb1; 2. Sc2; 3. Df7♯.

Nr. 92. Sam Loyd. Fertiges Problem.



Weiß: Ke1, Dg6, Lg1, Sd5, Bc2, c4, h5.
Schwarz: Kf3, Be2, f5, g7, h6.

Matt in 3 Zügen.

Lösung: 1. La7; 2. Sb6; 3. Dd3♯.

Die Entstehung eines Schachproblems.

Ueber die Entstehung einer Schachaufgabe äußert sich der bedeutende Problemkomponist Loyd in seinem Buch „Chess-Strategy“ in der folgenden Weise: Um einen schwachen Begriff zu geben von den Einfällen, die durch den Kopf eines Komponisten schwirren, will ich in dem Entwurf die unreife Vorstellung zeigen, die mir vorschwebte, als ich daran ging einen „Indier“ zu stande zu bringen. Schon der erste Blick auf die Stellung Nr. 91 verrät mehrere einzüge Matts, viele in zwei und noch mehr in drei Zügen. Um das Springermatt zu verhüten und um die gefährliche Deckung des Feldes f7 zu beseitigen, ersetzte ich den Sg5 durch den schwarzen Bauer. — Erste Aenderung:

Weiß: Kh5, Dc7, Lf5, Sd4, Bd5, g3. Schwarz: Kf6, Bg5.

Beabsichtigte Lösung: 1. Lb1; 2. Sc2; 3. Df4♯.

Aber die unvermeidliche Drohung 1. Kh6, die durch die Versetzung des weißen K. nach h5 entstand, veranlaßte mich die Stellung umzukehren. — Zweite Aenderung:

Weiß: Kf2, Db4, Ld1, Se3. Schwarz: Kc1, Bc3.

Beabsichtigte Lösung: 1. Lh5; 2. Sg4; 3. De1♯.

Indessen erwiesen sich die Kräfte als zu stark, um nicht auch hier Nebenlösungen zuzulassen und so geriet ich nach tausenderlei Versuchen zu der dritten Aenderung:

Weiß: Kf1, Dh6, Ld2, h1, Se5. Schwarz: Kg3, Bg5.

Beabsichtigte Lösung: 1. La8; 2. Sc6; 3. De3♯.

Wenn hier nur nicht wieder 1. Ke2 hinderlich gewesen wäre. Ich vertauschte also den einen Läufer mit einem Springer und rückte die Steine um ein Feld hinauf, damit auch nicht Lb7 zum Ziele führe. — Vierte Aenderung:

Weiß: Kf2, Dh7, Lh2, Sc5, e6. Schwarz: Kg4, Bg6.

Beabsichtigte Lösung: 1. Lb8; 2. Se7; 3. De4♯.

und fünfte Aenderung:

Weiß: Ke2, Dg7, Lg2, Sb5, d6. Schwarz: Kf4, Bf6.

Beabsichtigte Lösung: 1. La8; 2. Sb7; 3. Dd4♯.

Freilich drohten jetzt wieder andere Gefahren, so außer 1. DxB+ und in der vierten Aenderung 1. Kf2 und Dg6. Deshalb fügte ich zwei schwarze Bauern hinzu. — Sechste Aenderung:

Weiß: Ke2, Dg7, Lg2, Sb5, d6, Bh6.

Schwarz: Kf4, Bc3, f6, h7.

Beabsichtigte Lösung: 1. La8; 2. Sb7; 3. Dd4♯.

dennoch scheitert auch hier die Korrektheit und zwar an 1. Sd4. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als diesen Störenfried zu beseitigen, aber dies allein sollte noch nicht genügen, so mußten sämtliche Steine auch noch um ein Feld heruntergerückt und außerdem ein vierter schwarzer Bauer auf g7 hinzugefügt werden, weil sonst 1. Lxg4, Sc7 eine niedliche Nebenlösung herbeigeführt haben würde. So entstand endlich das Problem Nr. 92, von dem ich hoffe, daß es korrekt ist.



Rätsel



Bilderrätsel.



Sprichwörterrätsel.

Aus jedem der folgenden sechs Sprichwörter ist ein Wort zu entnehmen, die gefundenen sechs Wörter ergeben wieder ein Sprichwort.

1. Ein jeder ist seines Glückes Schmied.
2. Bigner Herd ist Goldes Wert.
3. Wer Pech anfaßt besudelt sich.
4. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
5. Es hofft der Mensch so lang er lebt.
6. Der grade Weg der nächste Weg.

Scherzrätsel.

Bald bin ich Holz, bald bin ich Glas,
Bald Schinken und bald Ananas,
Der wird belohnt, der mich verletzt,
Und der, der gut mich eingesetzt.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 259.

Silberrätsel: Haendler, Arena, Seide, Spanien, Radzahl, Weide, Zunge; Dresden, Leipzig. — Quadrataufgabe: Isar, Sara, Aron, Rand; Jena, Eden, nein, Anna; Webb, Esau, Bann, bunt.

Richtige Lösungen sandte ein: Otto Prückel aus Hahn 1. T.